

HEYNE <

ZUM BUCH

Sizilien, einige Jahrzehnte vor dem Ende der Römischen Republik: In Capua, der Hochburg der Gladiatorenkämpfe, strebt der skrupellose Gladiatorenmeister Quintus Batiatus nach höheren gesellschaftlichen Weihen und politischer Macht. Sein bester Kämpfer ist Spartacus, ein ehemaliger thrakischer Herresführer, der sich gegen Rom aufgelehnt hat und dafür als Gladiator in der Arena den Tod finden sollte. Doch Spartacus hat sich mit seinem unerschütterlichen Willen und seiner überlegenen Kampfkraft zum ersten Gladiator des Hauses Batiatus aufgeschwungen.

Capua ist erschüttert, als eine blutige Sklavenrevolte das Haus des mächtigen Pelorus zerstört. Spartacus freundet sich mit der Sklavin Medea an, die den Aufstand angezettelt und Pelorus getötet hat. Bei den grausamen Trauerspielen zu Ehren von Perolus sollen Medea und die anderen beteiligten Gladiatoren in der Arena den Löwen zum Fraß vorgeworfen werden. Doch Medea überlebt das blutige Gemetzel und erhält die Ehre, *ad gladium* – durch das Schwert – zu sterben. Bevor das Urteil vollstreckt werden kann, geraten Spartacus und Medea in ein infames Intrigenspiel um den Besitz von Pelorus, in welches auch das Haus Batiatus verwickelt ist. Es wird noch viel Blut fließen, bis der Sieger feststeht ...

Die *Spartacus*-Bücher erzählen neue Geschichten aus dem Universum um die Figuren der erfolgreichen TV-Kultserie. Weitere Bände sind in Vorbereitung: Die Spiele mögen beginnen ...

ZUM AUTOR

J. M. Clements schreibt Romane und historische Sachbücher, zudem Drehbücher für Audiobooks und Radiohörspiele. In diesem Umfeld verfasste er Adaptionen aus dem *Robin-Hood*- und *Dr.-Who*-Universum sowie eine Geschichte der Wikinger.

J. M. CLEMENTS

SPARTACUS

ASCHE UND SCHWERT

ROMAN

Aus dem Englischen
von Martin Ruf

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe SPARTACUS: SWORDS AND ASHES
erschien 2012 bei Titan Books, London



Verlagsgruppe Random House FSC® No01967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Erstausgabe 10/2013
Copyright © 2012 by J. M. CLEMENTS
Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
This translation of *Spartacus: Swords and Ashes*, first published
in 2013, is published by arrangement with Titan Publishing Group Ltd.

Redaktion: Kristof Kurz

Printed in Germany 2013

Umschlagmotiv: Nele Schütz Design unter Verwendung
des Original-Artworks © SPARTACUS TM & © Starz Entertainment, LLC

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-47123-8

www.heyne.de

Für Andy Whitfield

1972–2011

I

DIE IDEN DES SEPTEMBER

ER NAHM EIN OBSTMESSER und klopfte damit vorsichtig gegen einen Weinkelch. Das Geräusch vermochte kaum, sich in all dem Lärm um ihn herum zu behaupten. Dröhnendes Gelächter übertönte die kichernden jungen Frauen, die Trommeln und Flöten der Musiker und den Klang der Fingerzimbeln, die eine der wenigen Tänzerinnen trug, die sich noch immer auf den Beinen halten konnte.

Pelorus erhob sich mühsam, indem er sich auf dem Tisch abstützte, wodurch er seinen Gästen die Sicht auf das mit doppelten Hörnern verzierte Wappenschild seines Hauses nahm, das hinter ihm an der Wand hing. Seine Finger packten das von Weinflecken übersäte Tischtuch. Mehrere Teller rutschten in Richtung seiner Hand. Eine Lampe fiel klirrend zu Boden und rollte in das flache Becken in der Mitte des Atriums, in dem bereits mehrere Schüsseln, Äpfel, Tierknochen und eine teilweise versunkene, zur Hälfte aufgegebene Portion Trauben dahintrieben. Die Lampe flackerte und erlosch; zurück blieben ein aufsteigender Rauchfaden und eine immer weiter anwachsende Öllache auf dem Wasser.

»Freunde! Römer! Ich beschwöre euch! Schenkt mir einen Augenblick Ruhe!«, rief Pelorus halb lachend. Jemand im Schatten sagte, er solle seine beschissene Klappe halten, was die fröhliche Ausgelassenheit nur noch mehr anfeuerte.

Pelorus' Finger umschlossen den Fuß des Weinkelchs, wodurch er wie ein grober Hammer wirkte, mit dem man auf den Tisch schlagen konnte. Dreimal ließ Pelorus mit der erfahrenen Zielsicherheit eines Mannes, der wusste, wie man Dinge zerstört, den Kelch nach unten krachen. Ein Schwall Rotwein schoss über den Tisch und fügte den schon vorhandenen Flecken einige neue hinzu.

»Haltet eure Zungen im Zaum! Das gilt für jeden von euch!«, schrie er.

Und dann herrschte fast so etwas wie Stille.

»Ich danke euch dafür«, begann er, »dass ihr hier und heute dem Haus Pelorus mit eurer Anwesenheit die Ehre erwiesen habt, bevor jeder von uns dem Wein so ungehemmt zugesprochen hat, dass nicht allzu viel Sinnvolles mehr zu hören war!«

Das halbe Dutzend Gäste brach in Hochrufe aus, und die anwesenden Frauen applaudierten höflich, sofern ihre Hände nicht anderweitig beschäftigt waren.

»Doch obwohl auch weiterhin an Wein kein Mangel herrschen soll« – erneute Hochrufe –, »solltet ihr nicht versäumen, euch dem zu widmen, was euch an Diensten aus dem Haus des Geflügelten Priapus angeboten wird, denn diese sind noch köstlicher als alle Aromen, die euren Trinkkelchen entsteigen.«

Besonders einen der Gäste versetzte diese Neuigkeit in größte Begeisterung. Er erhob sich halb von seinem Sofa,

stolperte und landete mit den Knien im flachen Becken. Wasser spritzte über die kleine Mauer auf der gegenüberliegenden Seite, während die anderen lachten und ihn mit Trauben bewarfen.

»Valgus!« Pelorus lachte. »Caius Quinticus Valgus! Wir müssen dich von deinen nassen Kleidern befreien!« Unter allgemeinem Jubel zog Valgus' Begleiterin an seiner vor Nässe triefenden Toga und entkleidete ihn mit den sicheren und geschickten Bewegungen einer Frau, die in diesen Dingen große Erfahrung hat.

»Willkommen, Valgus, du alter Narr«, sagte Pelorus. »Willkommen, Marcus Porcius, willkommen all ihr anderen guten Freunde aus Pompeij. Ein herzliches Willkommen auch meinen Gästen aus Baiae und Puteoli. Willkommen, mein guter Timarchides, du alter Gauner. Deine Anwesenheit hier am Tisch ist wohlverdient und schon lange überfällig! Ich bin davon überzeugt, dass du das Haus des Marcus Pelorus höchst gastfreundlich finden wirst.«

Pelorus hielt inne und genoss wohligh die Zustimmung, die ihm entgegenbrandete, während seine Gäste ihm im Licht der flackernden Lampen ihren Dank zuriefen. Eine Weile sonnte er sich in ihrer Zuneigung, doch schließlich hob er die Hände, um noch einmal um Ruhe zu bitten.

»Wir haben uns heute versammelt, um einen Tag zu feiern, der unserer Gesellschaft von Investoren aus Campanien eine überaus glückliche Entwicklung beschert hat. Der Edelste von uns, Gaius Verres, wird schon in wenigen Tagen aus Neapel abreisen, um seinen wohlverdienten Posten als Statthalter anzutreten. Ja, als Statthalter! Von ganz Sizilien!«

Wieder erklangen Hochrufe.

»Möge das Glück niemals enden und der Strom klingender Münzen nie versiegen!«

Pelorus hob seinen Kelch, der unterdessen unauffällig gefüllt worden war, und goss Wein in das Becken im Atrium. Die Gäste sahen in respektvollem Schweigen zu, wie er die Manen beschwor und den unsichtbaren Göttern den ihnen zustehenden Respekt zollte.

»Ich bringe dieses Trankopfer dar in der innigen Hoffnung darauf, dass unser guter Freund Verres eine sichere Reise haben wird, wenn er von Neapel aus in See sticht. Möge sein Amt reiche Früchte tragen für sein Haus und die guten Menschen von Sizilien diese armen, *armen* Bastarde!«

Wilder Jubel ließ die Wände vibrieren und stieg auf in den nächtlichen Himmel über Neapel.

»Edle Herren, begrüßen wir Gaius Verres, unseren würdigen Vertreter in Sizilien!«

Rufe nach »*VERR-ES! VERR-ES!*« erfüllten den Garten, doch schon kurz darauf verklangen sie wieder, während sich die Gäste ratlos umsahen.

»Scheiße, wo mag er nur sein?«, fragte Pelorus kichernd. Er hob das Tischtuch, als hielte er darunter Ausschau nach dem Gesuchten.

»Das ist mir egal!«, schrie Caius Valgus. »Angelegenheiten von weitaus größerer Bedeutung verlangen unsere Aufmerksamkeit.« Vergnügt deutete er auf die junge Frau, die vor ihm im Becken des Atriums kniete und deren Kopf hingebungsvoll zwischen seinen Beinen auf und ab wippte.

Gaius Verres hörte, wie die anderen Gäste seinen Namen riefen und die Musiker ihr Spiel wieder aufnahmen. Das Fest würde ohne ihn weitergehen müssen, denn er wollte die entlegeneren Teile von Pelorus' Haus erkunden.

Die Zimmer, die nicht für die Feierlichkeiten vorgesehen waren, wurden nur spärlich von einzelnen Öllämpchen erleuchtet, von denen viele nach und nach flackernd erloschen. Die Sklaven des Hauses hatten andere Pflichten, und das Fest dauerte inzwischen schon viel länger, als die übliche Lampenfüllung vorhielt.

Er hörte, wie sich eine Frau leise von hinten auf ihn zuschlich – wenn man ihre Bewegungen »leise« nennen konnte angesichts der winzigen Glocken an ihren Fußkettchen.

»Verres«, rief sie ihm mit einem Bühnenflüstern aus einem der Flure des Hauses nach. »Verres? Versteckst du dich vor mir?«

Er ignorierte sie und hob seine Lampe. Das Zimmer war bis auf einen kleinen Schrein für die Manen und ein Holzschwert, das an der Wand hing, völlig leer. Verres schüttelte den Kopf und seufzte.

»Wo ist denn nun das Abenteuer, Pelorus, du alter Stecher?«, murmelte er. Schnell kamen die Schritte näher, und die Knöchelglöckchen erklangen lauter. Plötzlich fühlte sich Verres von einem hauchdünnen Tuch aus syrischer Seide umhüllt.

»Wer sucht hier etwas zum Stechen?«, fragte die junge Frau.

»Ich habe nicht mit dir geredet«, erwiderte Verres ungeduldig.

»Vielleicht bist du ja einer von denen, die keinen Wert auf

viele Worte legen«, sagte sie. Ihr singender Tonfall verriet ihren pompejanischen Akzent.

»Ich habe kein Interesse an deiner Gesellschaft ...«

»Successa. Ich heiÙe Successa.«

»Wie du meinst.« Verres wischte das Tuch beiseite und ging in das nächste Zimmer. Er bewegte sich so schnell, dass der entstehende Luftzug beinahe seine Lampe erlöschen ließ.

»Successa, das ist mein Name.« Fast sang sie die Worte.

»Successa, das ist meine Natur.«

»Ich bin sicher, dass das viele Männer bestätigen können.«

»Warum kommst du nicht ein bisschen näher und verschaffst dir selbst Gewissheit darüber – Statthalter Verres?«

»Ich bin eher an anderen Leistungen interessiert.«

»Aber es wäre ganz im Sinne des guten Pelorus.«

»Dann lass mich in Frieden und mach's doch mit ihm.«

Mit erstaunlicher Kraft packte Successa den designierten Statthalter und schob ihn gegen die Wand. Völlig überrascht ließ Verres die Lampe fallen, deren Inhalt sich über den Mosaikboden ergoss, wo er in einem Gitterwerk kleiner Flammen aufleuchtete. Successa drückte ihren heißen Mund auf Verres' Lippen, ihre Zunge schob sich tastend vor, und ihre Arme zogen seinen Kopf näher zu sich heran. Sie presste ihre Brüste gegen ihn und schlang ein Bein um seine Waden.

Verres drehte seinen Kopf weg.

»Koste nur einmal von dem, was ich dir zu bieten habe, Verres«, sagte sie in drängendem Ton. »Dann wird dein Schwanz niemals mehr an einem anderen Ort ruhen wollen.«

»Lass mich.«

Verres schob sie von sich weg. Plötzlich wurden seine Augen größer, als er sah, wonach er gesucht hatte: eine

Treppe, die ein halbes Stockwerk tiefer in den Keller des Hauses führte.

»Pelorus' Börse ist schwer von all seinen klingenden Münzen, und ich habe den Auftrag, sowohl seine Börse als auch deinen Schwanz zu erleichtern«, fuhr Successa unnachgiebig fort.

Verblüfft beobachtete sie, wie Verres vorsichtig die Treppe hinunterstieg. Die leuchtenden Flammen, die die zerbrochene Lampe umgeben hatten, waren fast erloschen. Nur noch ein mattes, blaues Schimmern schwebte über dem brennenden Öl auf dem Fußboden, sodass die in die Tiefe führende Treppe in fast völliger Dunkelheit lag.

»Dieser Durchgang führt zu den Zellen der Sklaven«, sagte Successa voller Verachtung. »Dort wirst du nichts von Wert entdecken.«

Verres ignorierte sie und hob den Riegel. Die Tür öffnete sich auf einen Korridor mit Wänden aus grobem Backstein. Alle zehn Schritte brannten hier Fackeln, keine Lampen. Er griff nach einer unbenutzten, neuen Fackel und entzündete sie an einem flackernden Stumpf, der in einem Wandhalter steckte. Geduldig wartete er, bis sich die Flammen über die teergetränkten Stofffasern ausgebreitet hatten und zischend zu feurigem Leben erwachten.

Successa streifte die Knöchelglöckchen von den Füßen und folgte ihm.

»Gladiatoren und Sklaven«, flüsterte sie. »Abfälle und Lagerräume. Ist das nach deinem Geschmack, Verres?«

Stumm lächelte Verres im Halbdunkel vor sich hin.

»Suchst du überhaupt die Nähe von Frauen?«, fragte Successa in grübelndem Ton.

Verres schnaubte.

»Successa, du solltest endlich akzeptieren, dass ich an dir kein Interesse habe. Was übrigens keine Beleidigung sein soll.«

»Bin ich zu alt? Zu direkt?«

Die beiden kamen an mehreren vergitterten Alkoven vorbei, in denen jeweils ein bis zwei Dutzend dösende Männer lagen. Müde hoben sich einige Köpfe, die sich jedoch gleich wieder senkten, sobald Verres weitergegangen war. Überall in den Zellen waren Weinkrüge verstreut, die verrieten, dass hier eine einfachere Version der Feierlichkeiten, die oben noch in vollem Gange waren, stattgefunden hatte.

»Ich habe viele Dinge gelernt«, fuhr Successa fort. »In Zypern, dem Geburtsort der Liebesgöttin. In Ägypten, wo viele dunkle Schlafzimmerkünste ihren Ursprung haben.« Sie runzelte die Stirn angesichts der Tatsache, dass sie anscheinend keinerlei Eindruck auf Verres machte. »Und sogar in Rom, wo kein echter Mann diesen Schenkeln widerstehen konnte«, fügte sie schmollend hinzu.

»Ich suche einfach nur etwas anderes«, murmelte er.

»Ich kann anders sein.«

Verres war vor einer der Zellen stehen geblieben.

»Das hier«, sagte er anerkennend. »*Das hier* ist wirklich anders.«

Die Zelle war völlig kahl. Sie enthielt weder einen Weinkrug noch die Reste einer Mahlzeit. Nichts als eine grobe Decke aus Sackleinen, die über eine auf dem Bauch liegende, wohlgeformte Gestalt gebreitet war. Die Frau war wach. Ihre dunklen Augen funkelten im Licht der Fackel.

»Ist sie eine Gladiatorin?«, fragte Successa.

»Frag nicht so dumm«, erwiderte Verres. »Pelorus handelt nicht nur mit Gladiatoren, und sein Geld ist auch nicht nur dazu da, um mit vollen Händen ausgegeben zu werden. Das hier hat er wie einen wahren Schatz weggeschlossen.«

Die Frau in der Zelle musterte ihn ausdruckslos und ohne Angst. Verres hob die am Gitter angebrachte Tafel und las den Namen, den die fünf dort eingeritzten Buchstaben bildeten.

»Medea?«, sagte er. »Welch Unglück verheißender Name für so eine kleine Maus.«

Die Frau drückte den groben Leinenstoff gegen ihren Oberkörper, doch sie konnte nicht verhindern, dass eine ihrer schönen Brüste und eine hoch aufgerichtete Brustwarze sichtbar wurden. Sie zog die Beine zu sich heran, als wiche sie vor dem Licht zurück.

»Du kannst nirgendwohin, kleine Maus«, hauchte Verres.

Die Frau in der Zelle schüttelte trotzig den Kopf, als könne sie Verres mit ihrer bloßen Willenskraft zum Verschwinden bringen, was ihr natürlich nicht gelang. Ihr Gesicht war von etwas bedeckt, das wie die Ranken einer Pflanze oder verfilztes Haar aussah. Im Halbdunkel konnte man das nur schwer erkennen.

»Plötzlich ist sie schüchtern«, sagte Successa und rümpfte die Nase.

»Dazu hat sie auch allen Grund«, erwiderte Verres mit einem höhnischen Lächeln und reichte Successa die Fackel.

»Sie ist nichts«, sagte Successa voller Verachtung. »Warum machst du dir die Mühe mit etwas so Irdischem, wenn himmlische Schenkel dich umschließen könnten?«

Langsam, fast feierlich hakte Verres das Schloss auf, das in

einem Metallring hing, und griff nach dem Bolzen, der die Zellentür verriegelte. Vorsichtig zog er den Bolzen aus dem Ring. Das alte, trockene Metall knirschte.

»Das wäre für die meisten Männer wohl Versuchung genug«, sagte er zu Successa, die an seinem Gürtel zerrte. »Doch dem Himmel kommt man dann am nächsten, wenn man sich einfach nimmt, was man will.«

Er ließ seine Tunika zu Boden sinken und sah fast ein wenig lächerlich aus, wie er so, nur mit Sandalen bekleidet, da stand. Er schob die linke Hand zwischen seine Beine und begann, sein immer härter werdendes Organ sanft zu reiben. Seine rechte Hand zog an der schweren Zellentür, die sich in ihren protestierenden Angeln drehte und sich quietschend öffnete.

»Ich bin eine Frau, die man weitaus mehr schätzt als sie«, beschwerte sich Successa.

»Ich habe kein Verlangen nach zwei Frauen«, kicherte Verres. »Jedenfalls nicht heute Nacht.«

»Warum machst du dir das Leben nur so schwer?«, knurrte Successa. »Sie wird sich wehren.«

»Genau das hoffe ich«, flüsterte Verres, während er langsam und jeden Schritt auskostend auf die zitternde Gestalt zuing.

Die Frau, die Medea genannt wurde, zog sich noch tiefer in ihre Ecke zurück, und als sie mit dem Rücken gegen die unnachgiebigen Backsteine stieß, stand Furcht in ihren Augen.

»Du kannst mir nicht entkommen, kleine Maus«, sagte Verres. Er beugte sich vor und packte ihre Haare mit seiner Faust. »Also zeig mir, was du zu bieten hast.«

Er zog sie hoch, und die grobe Leinendecke rutschte von ihrem nackten Körper. Überrascht schnappte Successa nach Luft, als sie das Netz regelmäßig angeordneter Ziernarben, die Tätowierungen und die wirbelförmigen Hauteinritzungen sah, in die farbige Erde gerieben worden war. Die linke Körperseite der Gefangenen war vollständig mit der Kunst der wilden Skythen bedeckt, bei der unzählige Messer tausende sorgfältig angeordnete Schnitte angebracht und ebenso zahlreiche, in Farbe getauchte Nadeln ihre Stiche hinterlassen hatten. Die Frau hob den Kopf ins Licht, wodurch eine ähnliche Zeichnung auf einer Gesichtshälfte erkennbar wurde – ein wie aus Fangzähnen gebildetes Muster, das sich im Zickzack über ihre Wange zog, sowie Ranken aus rotem Ocker, die ihr über das Gesicht und über die Stirn reichten.

»Welch ein Kunstwerk du bist!«, hauchte Verres voller Bewunderung. »Wahrscheinlich eine Priesterin. Eine Seherin? Eine Frau, die von ihrem Stamm geschätzt wird, da bin ich mir sicher. Hoch geschätzt. Überaus geachtet. Und jetzt ... bist du hier. Nackt vor mir.«

Stauend starrte Successa die Muster auf dem Körper der Frau an, die Welten entfernt von dem sparsam aufgetragenen Rouge oder einem gelegentlichen Kneifen waren, das die Damen Roms bevorzugten, um ihre Wangen zu röten. Hier hatte sie einen ganzen Kosmos aus Symbolen und magischen Zeichen in den barbarischen Formen und Farben der primitiven Völker des Schwarzen Meeres vor sich. Doch Verres widmete Medeas geschmückter Haut kaum einen Blick. Seine Hände sahen keine Tinte. Vielmehr umschlossen und streichelten sie den straffen Körper der nervösen Frau wie jeden anderen.

»Vergewaltigung ist römische Tradition«, flüsterte Verres Medea ins Ohr. »Weißt du, kleine Medea, wir haben unsere Frauen schon so genommen, bevor Rom zur Stadt wurde.«

Medeas dunkle Augen starrten in die seinen; ihr Blick war unergründlich. Verres spürte ihren Atem auf seinem Mund. Sein harter Schwanz stieß gegen das weiche Fleisch ihres Bauchs und hinterließ dort wie eine Schnecke eine schimmernde Spur. Mit seiner freien Hand strich er über Medeas Hüfte und fuhr hinauf zur Wölbung ihrer Brust. Seine Finger umkreisten eine ihrer harten Brustwarzen.

»Wie ich sehe, bist du erregt, kleine Medea«, sagte Verres einigermaßen überrascht. »Ich frage mich, was genau es an mir ist, das dich erregt.«

Medeas Blick huschte zum Eingang der Zelle, wo die Kurtisane Successa ungeduldig wartete.

Unwillkürlich stieß Successa ein entnervtes Seufzen aus.

»Wenn du dafür bezahlt wirst, mir Gesellschaft zu leisten, Successa, dann solltest du jetzt hier bleiben und zusehen!«, sagte Verres. »Es amüsiert mich, Publikum zu haben.«

»Ich stehe ganz zu deiner Verfügung, Verres«, sagte Successa. Es gelang ihr nicht, ihre Enttäuschung zu verbergen.

»Dann befehle ich dir, alles genau zu beobachten«, sagte Verres lächelnd. »Sieh dir an, wie ein wahrer Römer die Angehörige einer minderen Rasse seine Männlichkeit spüren lässt. Schau hin und ler –«

Verres verstummte mitten im Wort, als Medea ihm ihr Knie zwischen die Beine rammte.

Während er vor Schmerz und Überraschung nach Luft schnappte, lockerte sich sein Griff um ihre Haare. Er beugte sich nach vorn und tastete nach seinen gestauchten Hoden,

doch schon stieß Medea ihm ihr Knie ins Gesicht, wobei sie gleichzeitig seinen Kopf nach unten drückte. Unwillkürlich stieß Verres einen Schrei aus und ging auf dem Zellenboden in die Knie, doch Medea kümmerte sich schon nicht mehr um ihn. Nackt stürmte sie auf den Eingang der Zelle zu, von wo aus Successa sie anstarrte, unfähig, sich zu rühren.

Mit einer Hand packte Medea Successa am Hals, während ihre andere zu einer Klaue gekrümmt auf die Augen der jungen Frau zuschoss. Beide drehten sich halb um die eigene Achse, bis Medea Successa mit einem Tritt in die Zelle schleuderte, während sie selbst durch den Zelleneingang hinaus in den Korridor stürmte.

Verres erhob sich gerade unter großen Mühen, als Successa auf ihm landete, wodurch beide Römer in einem wirren Durcheinander von Armen und Beinen stöhnend zu Boden sanken. Die Fackel entglitt Successas Hand und landete auf ihrem teuren, ihren Körper schmeichelhaft umhüllenden Kleid und beschmierte es mit hartnäckig klebrigem Pech, das bereits in vielfarbigen Flammen brannte.

Medea rannte durch den Korridor. Im Licht der Flammen, die neue Nahrung gefunden hatten, huschte ihr riesiger Schatten über die Wände. Die Schreie der brennenden jungen Frau übertönten jedes andere Geräusch in den engen Räumen, doch Medea blieb konzentriert. Einen kurzen Augenblick hielt sie inne, denn fast hätte sie sich verirrt. Doch dann sah sie im Sand die Spuren des Mannes und der Frau, die in ihre Zelle eingedrungen waren, um sie zu quälen.

Medea stürmte in die Richtung, aus der die beiden gekom-

men waren, kam jedoch gleich darauf schlittrnd vor einer anderen Zelle zum Stehen.

Ein Mann redete sie in einer Sprache an, die sie nicht kannte.

Sie wandte sich zu ihm um, und er rüttelte an den Gitterstäben seiner Zelle, um auf sich aufmerksam zu machen.

Er sprach weiter, doch sie hörte nur raue, abgehackte Worte auf Aramäisch an ihr Ohr dringen.

Schließlich versuchte er es auf Griechisch – auf gebrochenem Griechisch, in das einige Brocken Latein wie schmutzige Erdklumpen geworfen waren.

»Nicht *Sklave!* Nicht *Sklave!* *Frei Medea frei?*«

Medea lächelte nur halbherzig. Dann packte sie den Riegel, der die Zellentür verschloss, und löste ihn. Sie blieb nicht stehen, um die Tür zu öffnen, sondern stürmte stattdessen zur nächsten Zelle und dann zur übernächsten, wobei sie die geöffneten Schlösser aus den Halterungen riss und die Bolzen, die die Türen sicherten, beiseiteschleuderte.

Vergnügt schob der Gefangene aus der ersten Zelle die Tür zu seinem Gefängnis auf und stolperte hinaus in den Korridor. Das höllische Licht aus Medeas eigener Zelle war schon nach kurzer Zeit schwächer geworden, und die Schreie der jungen Frau hatten sich in ein von Schluchzern unterbrochenes Wimmern verwandelt. Der stechende Geruch verbrannter Haare trieb wie auf Wogen unsichtbaren Rauchs durch den unterirdischen Gang.

»Verflucht sollst du sein, du bemalte Hure!«, dröhnte die donnernde Stimme des Römers irgendwo in der Ferne.

Medea starrte den Mann an, den sie gerade befreit hatte. Er musterte sie erwartungsvoll.

»Was?«, fragte er vorsichtig. Sein Latein klang noch immer verwaschen und unsicher. »Was jetzt?«

Hinter ihm traten mehrere andere befreite Gladiatoren in den düsteren Korridor, einige mit noch immer verquollenen Augen, andere bereits wach und bereit zum Kampf.

Medea deutete auf die Treppe, die hinauf zum Atrium führte.

Sie wählte ihre Worte sorgfältig und sprach so klar und deutlich, wie sie konnte.

»Tötet sie«, sagte sie. »Tötet sie alle.«

Die Musiker gaben ihr Letztes. Der Trommler hatte einen Rhythmus angestimmt, als triebe er die Sklaven auf einer Galeere an. Valgus thronte über einer Frau im flachen Becken des Atriums und rammte ihr im Takt der Musik seine Männlichkeit in den Leib. Timarchides lehnte sich auf seinem Sofa zurück und umfasste mit beiden Händen den Kopf einer jungen Frau, die mit ihren Lippen sein Organ bearbeitete. Marcus Porcius nahm seine junge Begleiterin von hinten, wobei er sich grunzend und mit pfeifendem Atem an ihren Schenkeln festkrallte.

Pelorus fläzte sich bequem auf seinem Sofa und sah mit zufriedenem Lächeln zu, wie eine gallische Hure ihr Becken an ihm rieb. Er griff nach ihrem geflochtenen roten Haar und musste ein wenig enttäuscht feststellen, dass es in seiner Hand hängen blieb. Er warf die Perücke mit einem Murren beiseite und konzentrierte sich stattdessen darauf, die kleinen Brüste der jungen Frau zu kneten.

Medea erschien mitten zwischen den Musikern, schleuderte die Flötenspieler in das Impluvium und versetzte dem

Trommler einen Tritt, sodass er kopfüber in seinem Instrument landete. Schlagartig verstummte die Musik. Nur die Zimbeln erklangen noch drei Mal, indem sie zuerst gegen die Wand, dann gegeneinander und schließlich zu Boden krachten. Eine kreiselte einen Augenblick lang um sich selbst wie eine Metallschale, die jemand hatte fallen lassen, doch gleich darauf verklang sie abrupt.

Die Musiker beschwerten sich lauthals, während die Gäste die wilde nackte Frau in ihrer Mitte zunächst nur sprachlos anstarrten. Die flackernden Flammen der Öllampen tanzten über ihre Haut und schienen die fremdartigen Pigmente in geschmeidige Wirbel zu versetzen. Die Verzierungen in ihrem Gesicht verschwanden in den Schatten ihrer Locken, sodass man unmöglich erkennen konnte, wo das Haar endete und die Haut begann. Dunkle Flecken huschten wie Schlangen über ihren Schädel.

»Bist du zu unserer Unterhaltung gekommen?«, fragte Marcus Porcius und schlug ihr auf die Hinterbacken. Medea versetzte ihm einen Hieb aufs Auge.

Mehrere Gäste brachen in Gelächter aus, als sie das sahen, doch Pelorus gehörte nicht dazu. Er stieß seine von ihrer Perücke befreite Begleiterin zu Boden und erhob sich schwankend.

»Wer hat ihr erlaubt, sich frei zu bewegen?«, schrie er, als sich die befreiten Sklaven durch die Tür drängten, durch die auch Medea gekommen war.

»Wachen! Wachen!«, rief Pelorus, doch da sprang Medea schon auf ihn zu und schleuderte ihn zu Boden. Sie packte sein Obstmesser und rammte es ihm in den Hals, bis es auf Widerstand stieß. Als Medea es wieder herauszog, schoss ein Schwall Blut aus der Wunde. Pelorus drückte seine Hände an

seine Kehle und versuchte verzweifelt, das ausströmende Blut zu stoppen, während Medea blutbeschmiert den in der Nähe stehenden Speisetisch in das Becken im Atrium kippte.

Hinter ihr erschien eine kleine Gruppe von Männern in Lendenschurzen, die die behelfsmäßigen Waffen hin und her schwenkten, die sie sich im Haus hatten verschaffen können. Einer hielt einen Weinkelch in jeder Hand. Er schlug mit den Metallgefäßen zu und hinterließ tiefe rote Striemen am Kopf von Marcus Porcius. Die anderen Sklaven prügelten mit Zaunpfosten und kleinen Statuen um sich und verwandelten das Gelage in ein beängstigendes Chaos.

Schließlich sahen sich die Sklaven Timarchides gegenüber, einem riesigen, muskulösen Griechen, dessen Haut kreuz und quer mit den dünnen weißen Narben alter Schlachten übersät war. Schockiert und überrascht starrte er die Sklaven an. Er wirkte verletzt, als hätten sie ihm eine noch tiefere Wunde geschlagen als diejenige, mit der Pelorus zu kämpfen hatte.

Für einen winzigen Augenblick sahen Timarchides und die ausgebrochenen Sklaven einander in die Augen, getrennt durch den unüberwindlichen Abgrund, der zwischen Freien und Unfreien liegt. Doch dann war dieser Augenblick vorüber und mündete in einem wilden Durcheinander aus wirbelnden Armen und Beinen, Rufen und Schreien, als sich alle Sklaven zugleich in das Kampfgetümmel stürzten.

Timarchides duckte sich unter dem Hieb eines Mannes weg, der auf Ägyptisch fluchte, während er eine Statuette durch die Luft schwang. Die steinerne Gottheit zischte kaum eine Handbreit an Timarchides' Kopf vorbei. Timarchides sprang nach vorn, packte den Mann mit beiden Armen und riss ihn in das Wasserbecken im Atrium. Mit einem lauten

Knacken schlug der Kopf des Mannes gegen die marmorne Beckenwand, und Timarchides spürte, wie die Arme des Angreifers unter seinen Händen erschlafften.

Mehrere Bewaffnete in dunkler Kleidung stürmten herbei – eine Patrouille aus dem Außenbereich der Villa, der durch die nächtlichen Stadtwachen noch ergänzt wurde. Mit Schwertern und Knüppeln sorgten sie rasch dafür, dass die übrigen Sklaven von ihren Gegnern abließen, und drängten sie in einer entfernten Ecke des Gartens zusammen: drei blutende, ziemlich mitgenommen aussehende Männer und eine trotztige Frau. Ein Wächter schleuderte ihnen den fünften, bewusstlosen Sklaven vor die Füße.

Timarchides zwang sich, das Pochen in seinem Kopf zu ignorieren. Er bedeckte eines seiner Augen mit der Hand, um nicht alles doppelt zu sehen. Pelorus aber lag tot auf dem Boden, umgeben von den zerstörten Überresten seines letzten Gelages. Seine aufgeschlitzte Kehle sah aus wie ein zweiter Mund, und sein Blut strömte über das ölige Wasser im Becken auf den Abfluss am gegenüberliegenden Ende zu.

»In den Zellen da unten sind Dutzende Sklaven«, sagte Timarchides, indem er sich an den Mann aus dem Osten wandte, als sei er der Anführer. »Und doch werdet nur ihr fünf den Tod über alle bringen.«

Der Mann aus dem Osten starrte Timarchides verständnislos an.

»Was?«, sagte er. »Nein.«

»Was – allerdings!«, erwiderte Timarchides. »Du wieherst wie ein verdammtes Pferd. Begreifst du nicht, was du getan hast?«

Der Sklave starrte ihn einfach nur an.

»Für die Freundlichkeit deines Herrn wirst du den höchsten Preis bezahlen. Mit deinem Leben und dem Leben aller anderen Sklaven in seinem Haus.«

»Befehlt, Herr, und mein Schwert wird den Schlag ausführen«, erklärte der Anführer der Wachen.

»Nein«, sagte Timarchides. »Pelorus' Tod verlangt ebenso eine Antwort in aller Öffentlichkeit, wie er öffentlich betrauert werden muss.«

»Wir könnten sie jetzt töten«, sagte der Anführer der Wachen mit einem besorgten Blick auf seine Männer.

»Sperrt sie ein«, befahl Timarchides knapp. »Sie werden den Sklaventod sterben. Und alle sollen es sehen.«

II

JUPITER PLUVIUS

»ES SIEHT NACH REGEN AUS«, sagte der goldhaarige Varro grimmig.

Spartacus warf ihm einen Blick zu und lächelte. Vorsichtig schob er seine Füße in den Sand des Trainingsgeländes, der von einem Schauer am Tag zuvor noch feucht war.

»Das wäre ja mal ganz was Neues«, sagte er.

»Rein mit dir, du Regenschauer«, sagte Varro. »Ich habe keine Lust, in einer rostigen Rüstung zu kämpfen.«

Doch Spartacus rührte sich nicht von der Stelle, das hölzerne Übungsschwert und den zerbeulten Schild zum Kampf bereit in den Händen. Der Übungsbereich, der von allen einfach nur »der Platz« genannt wurde, hallte wider vom dumpfen Pochen und scharfen Knacken aufeinanderprallender Schwerter und Schilde aus Holz.

»Sieh dir den Himmel an«, fuhr Varro fort. »Nicht mehr lange, dann öffnen sich seine Schleusen.«

»Genau wie sich dein Kopf öffnen wird«, erwiderte Spartacus. »Noch bevor er auch nur eine Chance hat, nass zu werden.«

Varro wandte sich mit beschwörendem Blick an Drago, den riesigen afrikanischen Ausbilder, der ihn stirnrunzelnd musterte wie ein verärgerter Gott.

»Ich flehe dich an«, sagte er.

Doch der Schwarze schüttelte den Kopf und reckte sich mit vor der Brust verschränkten Armen, während die Peitsche in seiner Hand vibrierte.

»Ein Gladiator«, sagte Drago leise, »fürchtet sich nicht vor *Wasser*.«

Die anderen Kämpfer lachten unbehaglich.

»Ein Gladiator«, fuhr Drago fort, dessen Stimme ein wenig lauter und dessen Verärgerung noch offensichtlicher wurde, »fürchtet sich nicht vor *ein bisschen Regen*.«

Drago wandte sich nicht nur an den aufsässigen Varro, sondern an alle versammelten Krieger. Die wenigen Übungskämpfe, die bereits begonnen hatten, fanden ein abruptes Ende, denn die Männer verstanden den Hinweis und hielten inne, um ihm zuzuhören.

Drago schob die Hände in die Hüften. Er stand am Rand der Klippe, die den Übungsplatz des *ludus gladiatoris* auf der einen Seite begrenzte. Das weitläufige, offene Gelände bot eine verlockende Aussicht auf die Freiheit – wenigstens für jemanden, der sich, wie ein zweiter, glücklicherer Ikarus, *haltbare* Flügel hätte verschaffen können. Für die gewöhnlichen Sterblichen war der Abgrund nur eine weitere Begrenzung, ein leerer Raum, durch den man in den sicheren Tod stürzen würde und der die Aussicht auf die wolkenumhüllten Berge Campaniens bot, die den Schimmer ferner Stürme ahnen ließen.

»In den besten Arenen spannen sich Segel über die Zuschauerränge«, sagte Drago mit bellender Stimme. »Sie

verhindern, dass die Sonne zu heftig auf die edlen Zuschauer niederbrennt. Wenn das Wetter schlecht ist, schützen dieselben Segel die Gesichter der Menge vor dem Regen. Der *editor* – der Veranstalter der Spiele, der die Einnahmen eines ganzen Jahres investiert hat –, kann nicht einfach alles absagen, nur wegen ein bisschen Wasser, das vom Himmel fällt. Über den eigentlichen Kampfplatz ziehen sich keine Segel.«

»*Drago*«, sagte Varro in demütigem Ton.

Doch der war noch nicht fertig.

»Ein Gladiator kämpft bei jedem Wetter. Er muss auf alle Bedingungen vorbereitet sein, ganz wie es die Laune des Veranstalters verlangt.« Dragos Stimme entfaltete ihre ganze dröhnende Kraft. »Wenn der Veranstalter verlangt, dass ihr auf Stelzen kämpft, dann werdet ihr auf Stelzen kämpfen. Wenn der Veranstalter verlangt, dass ihr euch wie Götter oder Heroen kleidet, dann werdet ihr euch als Götter oder Heroen kleiden und eure Rollen spielen. Wenn der Veranstalter wünscht, dass die Spiele im Winter an einem Berg hang abgehalten werden, dann werdet ihr auf Eis und im Schnee kämpfen. Ist das klar?«

»*Jawohl!*«, riefen die Männer wie aus einer Kehle.

»Der Veranstalter wünscht neue Sensationen und Spektakel. Er fordert Waffen und Gegner, die nicht zueinander passen. Das Haus Batiatus leitet diese Spiele nicht. Das Haus Batiatus vermietet euer Fleisch an jeden Veranstalter, der bereit ist, den entsprechenden Preis dafür zu bezahlen. Und es bereitet euch auf den Sieg vor. Ein Gladiator ist auf alle Umstände vorbereitet, denn wenn er das nicht ist, wird er ehrlos sterben. Ist das klar?«

»*Jawohl!*«

»Dann kämpft!« Um seine Worte zu bekräftigen, ließ Drago die Peitsche knallen. Die Lederspitze zischte nur wenige Handbreit neben Varros blonden Locken durch die Luft. Erneut erklang überall das Geräusch von Holz, das auf Holz krachte, während Spartacus gelassen abwartete.

Mit einem Knurren stürmte Varro auf ihn zu. Spartacus blieb völlig ungerührt, während der stämmige Römer immer näher kam.

Plötzlich wandte sich der Thraker in eine andere Richtung, beugte sich seitlich von Varro weg und hieb auf einen unsichtbaren Gegner ein. Durch seinen Ausfallschritt hob sich Spartacus' Schildarm Varro entgegen, während sein Schwert seitlich ins Leere stach.

Varro konnte nicht mehr nach links ausweichen; die Bewegung hätte ihn direkt in Spartacus' Schwertspitze laufen lassen. Stattdessen versuchte er, seinen Schwung abzubremsen, wobei er schräg gegen den Schild des Thrakers stieß, während Spartacus herumwirbelte und den Arm hob.

Varro wurde von den Beinen gerissen, landete mit einem dumpfen Aufschlag auf dem Rücken und schnappte mühsam nach Luft.

Spartacus sprang nach vorn und stieß mit seinem Schwert zu, dessen Spitze nur eine Daumenbreite entfernt von Varros Kehle in der Luft verharrte. Der Kampf war vorüber, noch bevor er richtig begonnen hatte.

Lachend hob Varro zwei Finger zum Zeichen seiner Niederlage, und die beiden Männer warteten auf das imaginäre Signal des im Augenblick noch nicht vorhandenen Publikums. Sie sahen hinauf zum Balkon, wo eine einsame Gestalt, deren Robe in der Brise flatterte, regungslos verharrte.

An einem besseren Tag hätte Batiatus' Ehefrau Lucretia das Zeichen für die *manumissio* gegeben. Doch obwohl sie die beiden Männer unverwandt anstarrte, nahm sie sie überhaupt nicht wahr. Sie war mit ihren Gedanken woanders.

Lucretia blickte vom Balkon aus mit rot geweinten Augen in die Ferne, und ihre Miene war nicht zu deuten. Weder lächelte sie, als Varro sich über die Finte des Thrakers beschwerte, noch blieb sie, um mitanzusehen, wie der Römer aufstand und sich zu einem zweiten Kampf bereit machte. Sie drehte sich langsam um und ging zurück ins Haus, wobei sie den Lärm kaum hörte, mit dem die Holzscherter fast ununterbrochen gegen die Holzschilde krachten. Sie ging durch einen langen Flur, der mit den Büsten früherer Gladiatoren geschmückt war, den steinernen Erinnerungen an vergangene Tage.

»Gute Nachrichten nach schlechten!«, rief Quintus Lentulus Batiatus und wedelte mit einer feuchten Papyrusrolle durch die Luft.

Lucretia nahm die Aufregung ihres Mannes nicht einmal zur Kenntnis und eilte an ihm vorbei in das Zimmer, in dem sich der Schrein der Hausgötter befand. Zu spät fiel ihr ein, dass es aus diesem Raum keinen anderen Ausgang gab. Sie saß fest.

Mit einem gezwungenen Lächeln drehte sie sich zu ihrem Mann um.

»Eben kam die Botschaft, dass Pelorus uns nicht für die Spiele in Neapel braucht«, sagte Batiatus.

»Nach all den Vorbereitungen –«, begann Lucretia.

»Ja, nach all den Vorbereitungen zur Feier bei der Einsetzung des neuen Statthalters. Aber die Pläne haben sich geändert.«

»Wir lassen uns nicht herumschubsen wie eine mazedonische Hure.«

»Es hat sich etwas ereignet, auf das Pelorus keinen Einfluss hatte.«

»Was?«

»Sein Tod. Unser guter Freund Pelorus starb durch die Hand seiner eigenen Sklaven«, sagte Batiatus grinsend.

Bis auf das Rauschen eines fernen Springbrunnens und den gedämpften Schritten einer Sklavin, die ihren Pflichten nachging, war es einen Augenblick lang vollkommen still im Haus. Lucretia blinzelte.

»Ich sehe, wie sehr dich dieser Verlust belastet«, sagte Lucretia schließlich.

»Mein Herz bricht«, sagte Batiatus mit einem schiefen Lächeln, »wenn ich an die Münzen denke, die uns entgehen.«

»Die Spiele in Neapel waren unsere letzte Veranstaltung in diesem Monat, und unser Fürst des Mars liegt krank darnieder ...«

»Und doch habe ich von guten Nachrichten gesprochen.«

»Wie kannst du nur zu Scherzen aufgelegt sein, wenn unser bester Gladiator um sein Leben kämpft?«

»Crixus?«, sagte Batiatus. »Eigentlich ist Spartacus der Erste unter den –«

»Es dauert nicht mehr lange, dann wird Crixus wieder zurückfordern, was er verloren hat!«, rief Lucretia lauter, als sie beabsichtigt hatte.

Batiatus scharrte unbehaglich mit den Füßen.

»Mein Herz«, sagte er, »ist gerührt, wenn ich höre, wie viel Anteil du an unseren Geschäften und an unseren *Sklaven* nimmst.«

»Und was soll die gute Nachricht sein, die du erwähnt hast?«, murmelte Lucretia, während sie sich an einer der kleineren Statuetten unter den Göttern des Hauses Batiatus zu schaffen machte. Sie hob eine Darstellung ihres verstorbenen Schwiegervaters auf und betrachtete sie. Ihre Finger strichen über das Gesicht der kleinen Metallfigur. Behutsam stellte sie sie wieder zurück an ihren Platz unter den anderen *imagines*. Sie drehte die Statuette so, dass sie sich von den anderen abwandte, als wäre sie vom Weg abgekommen und hätte sich nur zufällig in diese Gruppe verirrt.

»Es wird Spiele zu den *Bestattungsfeierlichkeiten* geben, Lucretia«, sagte Batiatus. »Und dazu sind auch Gladiatoren von außerhalb erforderlich.«

»Aus welchem Grund?«

»Das Haus Pelorus existiert nicht mehr. Man wird die Sklaven hinrichten. Und dann werden auch ihre Henker getötet werden.«

»Wie schrecklich, wenn man von jemandem verraten wird, dem man so sehr vertraut hat«, antwortete Lucretia und saugte zischend Luft durch ihre Zähne ein.

Sie trat vom Schrein zurück und ging in das von grünen Wänden umgebene Atrium, während ihr Mann hinter ihr her eilte. Dort sah sie sich nach ihrer Sklavin Naevia um, denn sie wollte sich irgendeine Frauenarbeit verschaffen, die Batiatus langweilen würde.

»Für Pelorus ist das eine schreckliche Sache, doch uns bietet das eine außerordentliche Gelegenheit!«, protestierte Batiatus und tippte gegen die Papyrusrolle, um seine Worte zu unterstreichen. »Wir brauchen nur ein paar Gladiatoren zu

schicken. Schon die Art der Veranstaltung wird dafür sorgen, dass sie alle den Sieg davontragen.«

»Kommt dir das Ganze nicht wie eine letzte Beleidigung durch Pelorus vor? Er zwingt dich, durch Campanien zu eilen, um ihm einen sinnlosen Dienst zu erweisen, der kaum würdiger ist, als die Straße hinter einem Pferd zu reinigen. Hat dich dieser Mann nicht schon genug Zeit gekostet?«

»Aber Zeit haben wir doch im Überfluss, Liebste. Ganz Capua betrauert Ovidius' ... *tragischen* Tod. Was bedeutet, dass wir neun endlose Tage lang unsere jüngsten Siege ohnehin nicht feiern können.«

»Und du würdest deine Zeit lieber in einer anderen Stadt verbringen, bis in der unsrigen wieder ein günstigeres Klima herrscht?«

»Das war genau mein Gedanke. Sollen doch Spartacus, Barca und ein paar vielversprechende Rekruten fern von Ovidius' Trauerwolke und der fahlen Atmosphäre seines Todes etwas Sonne abbekommen.«

»Und das alles nur, um noch ein paar Münzen mehr zusammenzukratzen.«

»Eine überaus notwendige Auffrischung unserer Mittel. Und natürlich die Möglichkeit, von unserem guten Freund Pelorus in angemessener Weise Abschied zu nehmen.«

»Aber was liegt dir daran, dass sein Begräbnis nicht ohne bedeutende Ereignisse vorübergeht?«

»Nichts könnte mir gleichgültiger sein als Pelorus' Abschied aus dieser Welt«, sagte Batiatus. »Wir sollten jedoch die Form wahren, wie es unserem edlen Haus gebührt, und so sein unedles Haus würdigen.«

»Quintus, müssen wir wirklich fahren?«

»Wir waren einander *hospes*! Die Schwelle seines Hauses wäre wie die Schwelle unseres eigenen Hauses gewesen, hätten wir sie je überschritten.«

»Eine Gelegenheit, die uns nur selten in den Sinn kam. So wenig wie ihm.«

»Er wird gewiss vor den Kalenden des Oktober beerdigt werden. Das ist schon in drei Tagen!«

»Dann solltest du am besten sofort aufbrechen. Nicht dass er schon in Flammen steht, bevor du eintriffst.«

»Lucretia, bitte!«

»Sein Haus steht in Neapel, Quintus! Oder hast du das vergessen?«

»Seit wann interessierst du dich so wenig für Neapel? Und für die Gelegenheit, ein wenig Geld auszugeben? Ganz zu schweigen von der Seeluft«, beschwerte er sich.

»Die stinkt nach faulen Eiern.«

»Den freundlichen Bürgern der Stadt.«

»Das sind streitsüchtige Flüchtlinge aus Griechenland und Fischweiber.«

Etwas funkelte am Himmel wie ein Schwert, das in der Sonne aufblitzt. Batiatus achtete nicht darauf. Er fixierte seine Frau mit beschwörendem Blick, in der Hoffnung, wenigstens ein Jota ehelicher Unterstützung zu gewinnen.

»Die große, schön geschwungene Bucht. Das schimmernde Wasser«, fuhr er in fast flehendem Ton fort.

»Schwül im Sommer, böig im Winter.«

»Dann kommen wir ja genau richtig, denn bald wird die Tagundnachtgleiche die Erntezeit einläuten. Ein glücklich gewählter Zeitpunkt für einen Besuch.«

Batiatus hielt inne. Mit einem breiten, gewinnenden Läch-

cheln auf dem Gesicht versuchte er, seine Frau zur Zustimmung zu bewegen. Als wolle sich das Wetter über ihn lustig machen, erklang ein fernes Donnern über den Hügeln von Capua. Ein einzelner verirrter Regentropfen spritzte gegen seine Wangen, und dann noch einer.

Mit fragender Miene hob Lucretia ihre Hand und reckte ihren Hals hinaus in den nicht überdachten Teil des Atriums. Sie starrte zu den tief hängenden grauen Wolken hinauf.

»Ist das etwa Regen?«, fragte sie in scheinbar nachdenklichem Ton.

»Das kann nicht sein«, erwiderte Batiatus.

Hinter ihm geriet das Wasser des Impluviums in Bewegung. Unsichtbare Regentropfen brachten die zuvor ruhige Oberfläche zum Tanzen. Lucretia sah, wie überall im Innenhof ohne einen Laut kleine, dunkle Regenflecken oben an den Wänden erschienen, die die braune Tonverkleidung um eine Schattierung rötlicher wirken ließen.

Ein zweiter Blitz zuckte über den Himmel, und fast gleichzeitig erklang der Donner.

Verärgert warf Batiatus einen Blick hinter sich und musste erkennen, wie das Tröpfeln zu einem wahren Regenguss wurde, der das Impluvium in ein tobendes Meer verwandelte und die grünen Mauern des Atriums mit einem trüben Grau überzog. Unwillkürlich zitterte Batiatus. Er trat von einem Fuß auf den anderen, als ihm klar wurde, dass der untere Saum seiner Toga bereits durchnässt war.

»Bei Jupiters Schwanz!«, rief er und zerrte seine Robe aus der Pfütze.

Lucretia wandte sich von der Kühle des Regens ab und ging wieder nach innen in Richtung der Vorzimmer.

»Jupiter Pluvius, der göttliche Regenbringer selbst, rät dir zu einem Dach über dem Kopf, Quintus«, rief sie, ohne sich noch einmal nach ihrem Mann umzuwenden.

»Den ganzen Sommer habe ich um Regen gebetet«, gab Batiatus zu. »Doch jetzt habe ich schon nach wenigen Augenblicken genug davon.«

»Dann zieh dich ins Haus zurück und warte, bis dieser Sturm vorüber ist.«

»Dieser Sturm? Der ist doch nur eine Kleinigkeit«, erklärte Batiatus.

»Wie alle unwillkommenen Veränderungen, ob nun Götter oder Menschen dafür verantwortlich sind.«

Laute Stimmen hallten durch das Gebäude, doch sie drangen nicht bis zu den äußeren Gärten vor. Dafür sorgte der Regen, der dichter als je zuvor auf die Berghänge Capuas fiel, bis alle anderen Geräusche in seinem unaufhörlichen dumpfen Klopfen untergingen. Regen prasselte auf die Blätter der zuvor fast vertrockneten Bäume. Er trommelte auf den von Furchen durchzogenen Boden. Er pochte mit niemals nachlassendem Tempo gegen die gewachste Plane der Sänfte, die sich Batiatus' Haus näherte.

Die vier Träger, von denen jeder ein Ende der beiden Tragestangen geschultert hatte, mühten sich mit jedem Schritt, sicheren Halt zu finden. Ihre Füße, die die verlässlichen, genau abgemessenen Pflastersteine der Via Appia gewohnt waren, rutschten und schlitterten über tückische Mulden und wild wachsende Baumwurzeln hinweg. Drei der Sklaven sahen nicht einmal auf; ihre gesenkten Köpfe verschwanden unter den durchnässten Kapuzen, während sie sich darauf

konzentrierten, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Nur ihr Anführer vorn an der rechten Stange bot sein Gesicht dem Regen dar und spähte nach möglichem Gegenverkehr blinzeln durch den Sturm.

Doch die Sänfte und ihre Träger waren alleine auf der Straße unterwegs. Die Männer kämpften sich durch den Regen, und ihr Schritt beschleunigte sich, als die willkommenen Lichter immer näher rückten. Ihre Fracht war so leicht, dass ein erfahrener Träger sie kaum spürte, weshalb die Männer keine Probleme hatten, die Sänfte ruhig und sicher abzusetzen, als der führende Sklave das Kommando zum Stehenbleiben gab.

Im Vorhof von Batiatus' Villa eilten schattenhafte Gestalten zum Eingangsportal. Die Frau in der Sänfte stellte vorsichtig einen Fuß auf den feuchten Boden. Sie schien in einem gewaltigen um den Leib geschlungenen Mantel fast zu verschwinden, als sie durch den Sturm auf den Hauseingang und die gedämpften Geräusche eines Paares zustolperte, das sich mitten in einem Ehestreit befand.

»Es kommt ungelegen«, sagte Lucretia.

»Ungelegen!«, schrie Batiatus.

Zischend holte er mit zusammengebissenen Zähnen tief Luft, und hob wie verzweifelt die Arme. Er starrte eine der Wände an, die mit Finken und anderen Singvögeln bemalt war, und gab sich der Vorstellung hin, die Tiere allesamt aufzuspießen und über dem Feuer zu rösten.

»Ungelegen kommt, dass mein bester Gladiator mit einem Loch im Leib so groß wie Roms *cloaca maxima* außer Gefecht gesetzt ist und die Arena so bald nicht mehr betreten wird.«

»Das verstehe ich«, sagte Lucretia sanft. »Und es schmerzt mich. Es schmerzt mich zutiefst, dass Crixus –«

»Es kommt *ungelegen*«, unterbrach Batiatus seine Frau, »dass diese Gladiatorenschule im kommenden Monat nur noch eine Möglichkeit hat, um etwas Geld zu verdienen – und zwar an einem fünfundvierzigtausend Schritte entfernten, elenden, stinkenden, von Griechen überschwemmten Ort, dessen Bewohner nichts als Knabenliebe im Kopf haben!«

»Ich dachte, du magst Neapel?«, fragte Lucretia mit der zaghaften Andeutung eines Lächelns.

»Ich *verachte* Neapel!« Batiatus spuckte die Worte geradezu aus. »Dort wimmelt es nur so von dreckigen Hinterwäldlern, betrügerischen Kaufleuten, unverschämten Bettlern und rüpelhaften Gassenjungen. Eine Stadt, die an einem Hang über dem Meer errichtet wurde. Bei jedem Schritt quält man sich über diese verfluchten Steintreppen bergauf.«

»Aber mein Liebster, dann müsste man die Hälfte der Strecke doch eigentlich bergab gehen können, oder nicht?«

»Dort führen trotzdem alle Straßen bergauf.«

»Ach ja? Wer ist jetzt unvernünftig?«

»Pelorus war ein guter Freund«, sagte Batiatus.

»Ihr beide konntet einander nicht ausstehen«, erwiderte Lucretia.

»Wie Geschwister sich über Haustiere streiten, hatten wir unsere kleinen Reibereien um Gladiatoren. Wenn ich jedoch an die Methoden meiner Kollegen aus Capua denke, wirkt der Wettstreit, den Pelorus und ich gelegentlich um einzelne Kämpfer ausgetragen haben, wie der Gipfel freundschaftlicher Verbundenheit.«

»Trotzdem gibt es keinen Grund dafür, dass *ich* bei diesem Abschiedszeremoniell anwesend sein müsste.«

»Die ganze neapolitanische Gesellschaft wird zugegen sein.«

»Das beeindruckt mich nicht.«

»Pelorus wird im Tod gewährt werden, was er im Leben nie bekam. Man wird ihn als einen Mann von Reichtum und Tugendhaftigkeit beschreiben. Die Patrizier werden Trauer tragen. Sein Begräbnis wird dem eines hochrangigen römischen Bürgers angemessen sein.«

»Ich kann nur wiederholen: Das beeindruckt mich nicht.«

»Man wird Pelorus nicht einfach nur als *lanista* betrachten. Wichtige Leute werden das Leben dieses Gladiatorenmeisters rühmen, Lucretia. *Wichtige Leute!*«

»Und du?«

»Mich wird man als guten Freund des Dahingeschiedenen wahrnehmen. Seine anderen Freunde jedenfalls. Was aber nur möglich ist, wenn *meine Frau* mich begleitet.«

»Du weißt, dass es in Neapel viele Damen gibt, die diese Rolle gegen ein gewisses Honorar übernehmen würden.«

Ein Schatten erschien im Türrahmen. Rasch und lautlos, wie es von ihr erwartet wurde, hatte sich eine Sklavin den beiden genähert.

»Was ist, Naevia?«, fragte Lucretia.

»Ich bitte um Verzeihung, *domina*, aber eine Besucherin ist eingetroffen«, antwortete das junge Mädchen mit gesenktem Blick.

Weiter kam Naevia nicht, denn der Gegenstand ihrer Botschaft hatte sie bereits eingeholt. Eine Gestalt, die in einen groben Mantel gehüllt war, erschien hinter der Sklavin. Das

Wasser rann an ihr auf Lucretias saubere Fliesen herab. Unter dem Mantel konnte man eine Andeutung grüner syrischer Seide und hübsche, gepflegte Zehen erkennen.

»Entschuldige mein Eindringen«, sagte eine weibliche Stimme. Die Frau hob die Kapuze, und unter dem Mantel erschienen flachsblonde Locken, die der Regen zu feuchten Strähnen gewickelt hatte. Wangen, die üblicherweise von Rouge aus Tyros bedeckt waren, schimmerten jetzt ganz von selbst. Ein wenig Kajal, das sich von seinem vorgesehenen Ort gelöst hatte, wirkte über dem breiten Lächeln wie aschene Tränen.

»Ilithya!«, rief Lucretia mit übertriebener, gekünstelter Begeisterung. »Ich dachte, du bist in Rom.«

»Das hatte ich gehofft«, sagte Ilithya und drückte Batiatus ihren Mantel in die Hand, als sei er nichts weiter als ein Slave, der im *cubiculum* Dienst tat.

»Doch die schlammigen Wege haben sich mit den müden Trägern verschworen, sodass ich hier gelandet bin«, seufzte Ilithya, als befinde sie sich am Ende der Welt, »nur wenige Schritte von deinem Hof und deiner Tür entfernt.«

»Ich bedauere zutiefst, dass wir dir keinen überdachten Zugangsweg bieten können, der deine Ankunft bequemer gemacht hätte«, sagte Batiatus, die Augen zum Himmel gerichtet.

»Allerdings«, sagte Ilithya.

»Möglicherweise mit Blattgold geschmückt«, flüsterte Batiatus Lucretia zu, »mit einer Couch alle paar Schritte, auf der du dich ausruhen könntest.«

»Ich hatte schon befürchtet, ich müsste den ganzen Weg bis nach Atella zu Fuß gehen, um eine geeignete Unterkunft

zu finden, die nicht so schrecklich weit von der Zivilisation entfernt ist«, fuhr Ilithya fort, die Batiatus' letzte Bemerkung nicht gehört hatte.

»Zivilisation?«, murmelte Batiatus.

»Wir sind erfreut, dich bei uns empfangen zu dürfen«, sagte Lucretia und warf ihrem Mann einen warnenden Blick zu.

»Ich kann euch meine Gegenwart nicht einfach so aufdrängen«, sagte Ilithya. »Schließlich sind wir keine *hospes*. Ich kann nicht ohne Weiteres vor eurer Tür erscheinen –«

»Und doch bist du hier!« Batiatus lächelte mit zusammengebissenen Zähnen.

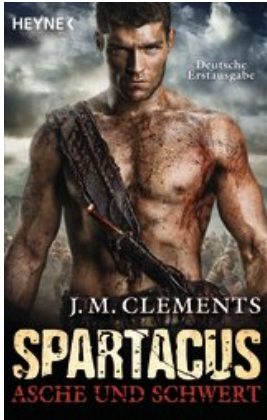
»Unser Haus ist dein Haus«, warf Lucretia rasch ein. »Naevia wird dafür sorgen, dass du angemessene Räumlichkeiten erhältst.« Sie warf ihrer Sklavin einen Blick zu, um sicherzugehen, dass diese ihre Botschaft verstanden hatte.

»Meine Träger werden mein *impedimentum* aus der Sänfte holen«, sagte Ilithya und folgte Naevia aus dem Zimmer. »Danach werden wir etwas trinken und uns über die neuesten Skandale unterhalten!« Ilithya kicherte verschwörerisch und verschwand.

Batiatus wartete in höchster Anspannung, während Ilithyas Schritte verklangen. Dann knüllte er ihren Mantel zusammen und warf ihn voller Verachtung in eine Ecke, bevor er sich mit einem Zischen vor unterdrückter Wut zu seiner Frau umdrehte.

»Sogar wenn sie unsere Gastfreundschaft in Anspruch nimmt, schießt sie auf unseren Namen.«

»Aber es kann doch nur zu unseren Gunsten sein, wenn sie ihn überhaupt in den Mund nimmt.«



C. M. Clements

Spartacus: Asche und Schwert

Spartacus 1

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 432 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-47123-8

Heyne

Erscheinungstermin: September 2013

Der Roman zur Kultserie

Die amerikanische TV-Serie Spartacus ist mittlerweile ein internationales Phänomen. Selten sind martialisches Schlachtgetümmel und nackte Haut so explizit gewürdigt worden. Die Geschichte um den Gladiator Spartacus und seine Kampfgenossen, die sich gegen das Joch Roms erheben, ist Kult und wird weiter fortgesetzt. Alle Fans können ihren Hunger jetzt auch mit der Buchserie stillen, die neue, exklusive Geschichten mit den aus dem Spartacus-Universum bekannten Figuren erzählt. Die Spiele mögen beginnen!